

François Comment

Eine 80-Register-Orgel in St. Gallens Vorstadt: St. Maria Neudorf

Zehn Jahre Grössenwahn in der Schweiz?

In der Schweiz scheinen grosse Orgeln in Mode zu sein! In der Tat haben zwischen 1995 und 2003 trotz der oft beschworenen ökonomischen Krise eine ganze Reihe von Instrumenten von aussergewöhnlichen Ausmassen „das Licht der Welt erblickt“:

Lausanne, Saint-François, Kuhn 1995: 5 Manuale, 75 Register;
Bern, Münster, Kuhn 1999: 4 Manuale, 71 Register;
Luzern, Konzertsaal des KKL, Goll 2000: 4 Manuale, 66 Register;
Basel, Münster, Mathis 2003: 4 Manuale, 78 Register;
Lausanne, Kathedrale, Fisk 2003: 5 Manuale, 87 Register (oder mehr, je nach Quelle).

Wenige jedoch wissen, dass schon seit 1928 in einer Vorstadtkirche St. Gallens eine 80-Register-Orgel existiert, welche ausserhalb der Ostschweiz beinahe unbekannt geblieben ist. Es kommt hinzu, dass es sich um das erste grosse Instrument mit elektrischer Traktur handelt, welches ganz in der Schweiz hergestellt wurde. Eine weitere Überraschung: Diese Orgel wird durch ein im Estrich untergebrachten Fernwerk ergänzt (18 Register, auf zwei Manuale und Pedal verteilt!).

Diese weitgehend unbekannt gebliebene Orgel befindet sich in der katholischen Kirche St. Maria im „Neudorf“, einem Stadtteil im Osten von St. Gallen.

Die „zweite Kathedrale“ von St. Gallen

Neudorf, ursprünglich eine selbstständige Gemeinde, wurde erst 1918 Teil der Stadt St. Gallen. Der Aufschwung der Textilindustrie am Ende des 19. Jahrhunderts hatte die Einwohnerzahl schnell steigen lassen. 1888 wohnten 6600 Katholiken in der Gemeinde; 1900 waren es schon 8500, heute sind es noch 3500. Da die vorhandenen Kirchen zu klein waren, entschloss man sich für einen Neubau mit entsprechenden Ausmassen. Ein Grundstücksgeschenk erlaubte den Beginn eines Kirchenbaus im Jahre 1902.

Der Architekt Adolf Gaudy (1872-1956) wurde mit der Planung und dem Bau beauftragt. Er stammte aus einer savoyischen Familie, war tätig in Rapperswil und Rorschach sowie Doktor der Kunstgeschichte an der Universität Fribourg. Seit 1905 zählte Gaudy, zusammen mit August Hardegger, zu den wichtigsten Schöpfern katholischer Kirchenbauten in der Schweiz. Ihm verdanken wir, neben anderen die Kirchen, auch jene von Zermatt, Romanshorn, Dietikon und Gerzensee.

Die Kirche St. Maria und die dazugehörenden Gebäude wurden im Verlauf des Ersten Weltkrieges zwischen 1914 und 1917 errichtet. Es handelt sich dabei um ein für diese Epoche typisches Nebeneinander von Stilen: Das Äussere, dazu gehört auch der weithin sichtbare Turm (deshalb „zweite Kathedrale“ von St. Gallen genannt), zeigt neobarocke Formen, das Innere tendiert zum Jugendstil mit zahlreichen Anlehnungen an die Neu-Renaissance. Das riesige Kirchenschiff, flankiert von Seitenschiffen, ist ausgestattet mit Querschiffen und einer hohen Kuppel, welche die Vierung überdeckt. Ursprünglich gab es in der Kirche, die am 27. Juni 1917 geweiht wurde, rund 1000 Sitzplätze.

Da in den Jahren 2004/2005 der ganze Innenraum restauriert und der Hauptaltar unter die Kuppel verschoben und auf einem beweglichen Podest platziert wurde, mussten Kirchenbänke entfernt und damit die Anzahl der Sitze reduziert werden.

Mehrere Jahre der Planung

Die Kirche war kaum in Betrieb genommen worden, da wuchs schon ein Chor heran, der bald einmal aus 140 Sängerinnen und Sängern bestand. Der Chorleiter Josef Schönenberger nahm als Erster den Gedanken eines Orgelbaues auf, obwohl er einen noch langen Weg vor sich sah. Zuerst mussten die finanziellen Mittel herbeigeschafft werden. Dabei zeigte sich der Chor sehr erfindungsreich: Er inszenierte ein Drama von Calderón, organisierte eine Lotterie und lud die Gemeinde zu Filmvorführungen ein mit Einlagen von Chorsätzen und Arien aus Haydns Schöpfung (!). Die Einkünfte aus diesen Unternehmungen ergaben den Betrag von mehr als 50'000 Franken, für die damaligen Verhältnisse eine enorme Summe, wenn man bedenkt, dass Anfang der 1920er Jahre ein Orgelregister ungefähr 1000 Franken kostete. Auf dieser soliden Basis wurde 1923 eine Orgelkommission gebildet. Als deren Mitglieder wurden gewählt: Josef Dobler, Musikdirektor, Altdorf, Josef G. Scheel, Kapellmeister an der Kathedrale St. Gallen und der deutsche Graf Felix von Saedt, früher Universitätsprofessor und Orgelfreund, wohnhaft in Appenzell. Diese Experten verfassten ein überaus genaues Konzept, gespickt mit Vorschriften, die alle Details der Konstruktion für das neue Instrument umfassten und dem Orgelbauer kaum freien Raum liessen. Offerten wurden von mehreren ausländischen und schweizerischen Firmen eingeholt, darunter Kuhn und Goll. Letztere Firma war allerdings infolge der Errichtung der Orgel im Kloster Engelberg im Jahre 1926 in Konkurs geraten.

Schliesslich entschied sich die Jury zugunsten der Orgelbauwerkstatt Willisau AG. Es handelte sich um ein sehr junges Unternehmen, welches eben erst gegründet worden war. Die neue Orgel sollte vor allem den Prinzipien der Elsässischen Orgelreform folgen. Einer ihrer Wortführer war Emile Rupp, welcher 1929 in seinem Buch „Die Entwicklungsgeschichte der Orgelbaukunst“ ausführlich über die Orgel von St. Maria berichtete und ausdrücklich auf die „interessante Disposition“ hinwies. Diese Bemerkung bezog sich ohne Zweifel auf die grosse Zahl der Mixturen und Aliquote, die systematisch das traditionelle Übergewicht der Grundstimmen zurückdrängten.

Die Einweihung des Instrumentes fand am 14. Oktober 1928 statt. (Vgl. Franz Lüthi „Die Orgel der kath. Kirche St. Marien in St. Gallen-Neudorf“ in „Bulletin der St. Galler Orgelfreunde“ Nr.2/2002.)

Willisau AG, eine kurzlebige Orgelbaufirma

Die Orgelbau Willisau AG wurde am 30. April 1927 gegründet. Der Firmensitz und die Werkstätten befanden sich im luzernischen Ort gleichen Namens. Generaldirektor war Walter Drechsler, der während vieler Jahre als Intonateur bei Goll (namentlich auch in Engelberg) gearbeitet hatte, jedoch auch für andere Firmen tätig war (z. B. für das deutsche Unternehmen Steinmeyer beim Bau der Orgel in der kath. Kirche Gossau). Technischer Leiter war Heinrich Schmelzeis. Wie die meisten ihrer Kollegen waren diese beiden Orgelbauer auch in der Forschung tätig. Sie verfolgten dabei das Ziel, eine Windlade zu erfinden, die die Vorteile der Taschenlade und der durch Albert Schweitzer hoch gelobten Schleiflade miteinander verband. Beweis dafür sind die Schweizer Patente, welche Drechsler (Nr. 117 793 und 128 023) und Schmelzeis (Nr. 132 637) erhielten. Einer ihrer Mitarbeiter war ausserdem der jurassische Orgelbauer Victor Frund.

In ihren Werbeunterlagen bezeichnete sich Willisau AG als „die modernste und besteingerichtete Orgelbauanstalt der Schweiz“. Man setzte auf industrielle Produktion, deren offensichtlicher Erfolg es möglich machte, den umfangreichen Orgelneubau in St. Maria Neudorf in nur anderthalb Jahren erfolgreich abzuschliessen.

Die ökonomische Krise der Dreissigerjahre erfasste jedoch auch diese Firma schnell. Sie wurde 1939 liquidiert, nachdem die Unternehmung seit 1931 auch als Schreinerei tätig war und sich seit 1936 auf Möbelherstellung und -handel konzentrierte.

Eine Handvoll Instrumente der Firma „Willisau AG“ hat sich erhalten, meistens aber wurden diese Orgeln umgebaut oder in wesentlichen Teilen verändert. Die Orgel von St. Maria Neudorf bleibt die weitaus wichtigste, gefolgt von derjenigen von St. Anton Basel (1931, III/62). Andere dreimanualige Instrumente existieren noch in der kath. Kirche Flawil (1935, III/43), in St. Karl Luzern (1935, III/41), in Mümliswil/SO (1936, III/40) sowie in der kath. Kirche St. Gallen-Bruggen (1936, III/42). Alle diese Orgeln verfügen über eine elektrische Traktur.

Die grosse Orgel von 1928

Der monumentale Prospekt nimmt die ganze Breite der Westempore ein; er besteht aus einem reich geschnitzten Unterbau, über dem sich die 8' und 16' Pfeifen erheben. Sie bestehen aus einer Legierung, die 80 Prozent Zinn enthält – ein unerhörter Luxus für diese Epoche, auf welchen man nicht wenig stolz war! In den Orgelprospekt gleichsam eingebettet ist eine Rosette, die 1914 für die Landesausstellung in Bern hergestellt worden war. Die Orgel besitzt kein geschlossenes Gehäuse. Die Windladen sind auf gleicher Höhe hinter dem Prospekt aufgereiht: von links nach rechts das Pedal (chromatische Laden), die Schwellkästen des dritten und des zweiten Manuals (diatonische Laden) und das Hauptwerk (chromatische Laden). Einige kleinfüssige Register stehen auf aufgehängten Windladen. Ein Stimmgang erlaubt es, sich durch richtige Verbindungstüren bequem in der ganzen Breite der Orgel zu bewegen. Ein Zwischenraum von ungefähr einem halben Meter Breite trennt das Pfeifenwerk bzw. die Schwellkästen von der Rückwand, während die Pfeifen unmittelbar bis an die Seitenwände reichen.

Im Unterbau befinden sich vier Ausgleichsbälge. Ein Windkanal von enormen Ausmassen (45x41 cm) verbindet sie mit dem Hauptbalg, der sich (ein Stockwerk höher) im Turm befindet. Dessen Befüllung erfolgt durch einen Motor oder durch zwei Balgtreter, die je zwei Pedale zu bedienen haben. Der allgemeine Winddruck beträgt 85 mm Wassersäule und 95 mm für die starken Zungenstimmen.

Die Traktur ist im wörtlichen Sinne „elektropneumatisch“: Kleine Elektromagnete betätigen die Taschen an den Laden, die ihrerseits rein pneumatisch konstruiert sind. Das elektrische Zehnvoltssystem verunsicherte übrigens die Experten derart, dass sie empfahlen, es durch einen unabhängigen Spezialisten prüfen zu lassen. Die St. Galler Pfarrei beauftragte einen Elektroingenieur und den Orgelbauer Koulen aus Freiburg im Breisgau mit dieser Untersuchung. Ihr Urteil war absolut positiv; es wird bis heute durch die Langlebigkeit der benützten Bauteile bestätigt.

1928 war der Spieltisch höchstwahrscheinlich vor dem Unterbau der Orgel mit Blick zum Hochaltar platziert. Es handelte sich dabei um einen gewaltigen Spieltisch des Typs, wie ihn Emile Rupp und seine Schüler entwickelt und propagiert hatten. Er war mit unzähligen Koppeln und Kombinationsknöpfen ausgestattet. Dies geschah wahrscheinlich auf ausdrücklichen Wunsch von Josef Schönenberger und wurde durch die Experten kritisiert. Dieser Spieltisch sah fast ebenso kompliziert aus wie derjenige der Goll-Orgel von Engelberg von 1926. Der alte Spieltisch von Engelberg ist heute als Zeuge einer gewissen Masslosigkeit im Orgelbau jener Jahre auf einer Seitenempore aufgestellt. Er wurde erst 1993 ersetzt. Derjenige der Orgel in St. Maria wurde jedoch schon 1940 ausgetauscht; vom Originalspieltisch existiert leider nur noch eine qualitativ schlechte Fotografie.

Das grösste Fernwerk der Schweiz.

Die Orgel in St. Maria ist nicht die einzige in der Schweiz mit einem Fernwerk. Nicht weit ausserhalb St. Gallens findet man Vergleichbares, z. B. in Gossau und Arbon. Aber in St. Maria ist das Fernwerk nicht nur zusätzliches Beiwerk, sondern ein wesentliches Element der Orgel, welches beinahe ein Viertel der Register beinhaltet, aufgeteilt auf zwei

selbstständige Manuale und vervollständigt durch einen Subbass im Pedal – eine absolut einmalige Disposition!

Das Fernwerk, etwa in der Mitte des Estrichs direkt unter dem Kirchendach gelegen, besitzt seine eigene Echokammer. Es handelt es sich um eine Konstruktion aus Holz und Gips, welche in die eiserne Dachstuhlkonstruktion der Kirche eingebaut ist. Die chromatischen Windladen der zwei Manuale sind in Längsrichtung angeordnet, in zwei separaten, aneinander liegenden Schwellkästen. Ein dahinter liegender kleiner Raum enthält zwei Ausgleichsbälge und die notwendigen elektropneumatischen Relais. Damit der Motor geräuschlos bleibt und keine Vibrationen in das Gewölbe übertragen werden, befindet er sich ganz hinten, nahe beim Turm, auf dem Estrichboden, oberhalb der Hauptorgel. Zwischen den Jalousien der beiden Schwellwerke und der Kuppel verläuft ein Schallkanal von acht Metern Länge, dessen Inneres, welches ungefähr zwei mal zwei Meter misst, vollständig mit lackiertem Holz ausgekleidet ist. Vor dem Gitter, durch den sich dieser Kanal in den Kuppelraum öffnet, stehen zwei weitere Jalousien. Diese sind mit den beiden Schwellwerkjalousien mechanisch verbunden.

Für das Fernwerk musste der Winddruck bedeutend erhöht werden: 150 mm Wassersäule für die Lade der Soloregister (dazu gehört insbesondere die Tuba mirabilis) und 95 mm für die Lade der Begleitregister. Selbst wenn beide Schwellwerke geöffnet sind, wird der Klang im Kirchenschiff als sehr zart und entfernt wahrgenommen. Die doppelten Jalousien erlauben überdies, die Intensität des Klanges bis beinahe zur Unhörbarkeit zu reduzieren. Der durch das Fernwerk erzeugte Effekt ist stets ausserordentlich präsent, ob das Fernwerk nun als Echowirkung im Kontrast zur Hauptorgel eingesetzt wird oder ob es mit ihr gemeinsam erklingt, was den Raumklang der gespielten Musik gewaltig verstärkt. Werden beispielsweise die „Voix céleste“ und die ebenfalls schwebende „Vox angelica“ zusammengekoppelt, wird in gewisser Weise das ganze Kirchenschiff von diesen Klangfarben erfüllt, ohne dass man den Ursprung dieser Klänge lokalisieren kann.

Spätere Veränderungen

Die komplexen Spieltischapparate, welche Heinrich Schmelzeis selber konzipiert hatte, verursachten schon nach zehn Jahren wiederholt Pannen im elektrischen System. Deren Häufigkeit machte im Jahre 1940 einen Ersatz des Spieltisches unumgänglich. Die Willisau AG gab es zwischenzeitlich nicht mehr. Es war die Orgelfirma Kuhn, die den eindrucksvollen Originalspieltisch durch ihr Standardmodell mit Registerzungen und drei freien Kombinationen ersetzte. Dieser Spieltischtyp wurde im Schweizer Orgelbau bis in die Sechzigerjahre des zwanzigsten Jahrhunderts verwendet. Der neue Spieltisch wurde an der Emporenbrüstung aufgestellt, der Organist spielt mit dem Rücken zum Altar. Als Besonderheit sind die Register des Fernwerks oberhalb des dritten Manuals angebracht, mit dazugehörigen Druckknöpfen zwischen den Manualen. Zudem gibt es vier Schwelltritte, zwei mechanische für die Schwellwerke der Hauptorgel und zwei elektrische für die Schwellwerke des Fernwerks. Es muss auf zwei weitere ungewöhnliche Elemente hingewiesen werden: Die Pedalklavatur ist, wie im angelsächsischen Orgelbau üblich, leicht geschweift. Das Crescendo ist als Walze ausgelegt, was in unserem Land selten, im deutschen Orgelbau jedoch sehr verbreitet ist. Gewiss erleichtert der neue Spieltisch die Handhabung der Orgel, doch der historische Wert und der Grad der Authentizität sind leider nicht mehr dieselben wie vorher. Wenn man davon absieht, dass nach dem damals herrschenden Geschmack alle Oktavkoppeln mit Ausnahme der Oberoktavkoppeln III-I, III-P und II-P eliminiert wurden, liess Kuhn 1940 die Gesamtdisposition unverändert.

Auch 1987 wurde im Rahmen einer kleinen Revision durch dieselbe Firma zwar keine Veränderung an der Disposition vorgenommen, aber bei dieser Gelegenheit wurden – mit ein paar Jahren Verspätung gegenüber der allgemeinen stilistischen Entwicklung – die Prinzipale

und vor allem die Mixturen „geschärft“. Daraus entstand ein brillanteres Plenum; man könnte sogar von einer gewissen Aggressivität des Tuttis sprechen. Glücklicherweise wird letztere durch das gewaltige Raumvolumen und durch den starken Nachhall wieder relativiert. Als Folge der letzten Kirchenrenovation hat allerdings die Nachhallzeit in der leeren Kirche von ungefähr 6,5 auf rund 5 Sekunden abgenommen.

Es war wieder die Orgelwerkstätte Kuhn, welche die letzte Generalrevision (2006-2008) durchführte. Aus finanziellen Gründen wurde die Revision etappiert: 2006 erfolgte die neue Verkabelung des gesamten Instruments sowie die Reinigung und die Ersetzung der Ledertaschen des dritten Manuals und des Fernwerks, 2007 jene des ersten und zweiten Manuals. 2008 schloss die Revision des Pedals an. Die Intonation wurde durch diese Arbeiten nicht berührt.

1928 – Ein fruchtbares „Orgeljahr“

Ein 1928 in der „Neuen Zürcher Zeitung“ erschienener Artikel würdigt das für die Orgel günstige Umfeld, welches zwischen den beiden Weltkriegen herrschte. In Bezug auf die neue dreimanualige Kuhn-Orgel in der Tonhalle St. Gallen, ausgestattet mit 51 Registern und durch Marcel Dupré am 28. Oktober 1928 eingeweiht (also bloss vierzehn Tage nach der Einweihung der Orgel in St. Maria), schrieb der Organist und Musikwissenschaftler Jacques Handschin: „Es ist unverkennbar, dass das Interesse an der Orgel im Zunehmen begriffen ist. Mit der Bedeutung der Orgel wächst aber auch ihr Aufgabenkreis; mehr und mehr hat sie neben den kirchlichen auch konzertmässige Funktionen zu erfüllen.“ (NZZ vom 2. November 1928; diese Orgel wurde anlässlich der Renovation der Tonhalle entfernt.)

In der Kirche St. Andreas in Gossau hatte die deutsche Firma Steinmeyer soeben die dreimanualige, pneumatische, ein Vierteljahrhundert alte Kuhn-Orgel elektrifiziert und von 42 auf 68 Register erweitert. Die Expertise datiert vom 13. Februar desselben Jahres (s. Felix von Saedt: „Der Orgelumbau in der Pfarrkirche zu Gossau“, in: „Der Chorwächter“ 5/1928, 73-76.). Es ist deshalb wahrscheinlich, dass die Orgelbaufirma Willisau und die Pfarrei von St. Maria auch aus Konkurrenzdenken heraus ein aussergewöhnliches Instrument verwirklichen wollten. Die hervorragende Qualität der Prospektpfeifen ist dafür ein klares Indiz. Auch besteht kein Zweifel, dass das junge Unternehmen diesen Auftrag zum Bau eines werbewirksamen Referenzinstruments nutzen wollte. Um ihr Ziel zu erreichen, war die Firma sogar zu finanziellen Konzessionen bereit. Im Schlussbericht erklären die Experten denn auch ausdrücklich, dass der Preis ihnen bescheiden erscheine; sie vermuten, dass ein beträchtlicher Teil der Kosten von den Orgelbauern übernommen werde.

Ein Schlüsselinstrument des schweizerischen Orgelbaus

Die Orgel von St. Maria in St. Gallen-Neudorf ist in verschiedener Hinsicht besonders aufschlussreich. An erster Stelle ist selbstverständlich das intakte zweimanualige Fernwerk zu nennen, das nicht nur für die Schweiz, sondern weltweit eine einmalige Sehenswürdigkeit darstellt.

Andererseits ist die Willisau-Orgel von St. Maria nichts weniger als ein Schlüsselinstrument für den Schweizer Orgelbau der 1920er Jahre. Es ist Bestandteil einer Orgeltrias, die auf exemplarische Weise eine entscheidende Wende in technischer und ästhetischer Hinsicht belegt. Diese Trias setzt sich zusammen aus der Goll-Orgel in der Klosterkirche Engelberg (1926), der Orgel von St. Maria (1928) und der Kuhn-Orgel im Berner Münster (1930).

1926 – 1928 – 1930: Fortschritte im Orgelbau

In Bezug auf die technische Entwicklung stellt die viermanualige Orgel der Stiftskirche Engelberg von 1926 den absoluten Höhepunkt der röhrenpneumatischen Traktur dar. Die Taschenladen im Innern dieses Rieseninstruments wurden durch zehn Kilometer Bleiröhren angesteuert. Ganz anders die 78-Register-Orgel des Berner Münsters von 1930: Sie war die

erste Orgel der Schweiz, die nach einem Unterbruch von etlichen Jahrzehnten erstmals wieder mit Schleifladen ausgestattet war. Sie verfügte über eine elektropneumatische Traktur. Die Orgel von St. Maria – 1928 vollendet, also genau in der Mitte zwischen ihren beiden Antagonisten – nimmt ihrerseits eine Zwischenstellung ein: konservativ in Bezug auf die Taschenladen, aber pionierhaft fortschrittlich in der Verwendung der elektropneumatischen Traktur. Obwohl in unserem Land die ersten Versuche mit elektrischer Traktur schon aus der zweiten Hälfte der 1890er Jahre stammen, handelt es sich hier um das erste grosse elektropneumatisch gesteuerte Instrument, welches vollständig durch einen Schweizer Orgelbauer erstellt wurde. Die bereits erwähnte Orgel in Gossau SG wurde durch eine deutsche Orgelbaufirma vergrössert, jene in der Tonhalle St. Gallen besass einen aus Deutschland importierten Spieltisch.

1926 – 1928 – 1930: Auf dem Weg zu einem neuen Klangideal

Das zweite Schlüsselement der Orgel von St. Maria betrifft die Entwicklung der ästhetischen Prinzipien im Schweizer Orgelbau. So stellt die Goll-Orgel von Engelberg mit ihren 135 Registern den Höhepunkt der spätsymphonischen Orgel dar, auf der dank einer unerschöpflichen Palette orchestraler Stimmen und zahlreicher (selbst zweifacher und dreifacher) Schwellwerke jede klangliche Nuance dargestellt werden kann. Die viermanualige Orgel des Berner Münsters verkörpert dagegen die Rückkehr zum barocken „Werkprinzip“: Sie erhielt ein neues Rückpositiv, ein Brustwerk, Mixturen auf allen Manualen, kurzbecherige Zungenstimmen (Regale): Die klaren Kontraste ersetzen die fließenden Konturen. Durch diese Orgel schaffte die (zuerst elsässische, dann deutsche) Orgelreform den Durchbruch in der Schweiz.

Auch hier positioniert sich die Orgel von St. Maria in der Mitte zwischen ihren beiden Zeitgenossen: Auch wenn ihre Disposition noch über einen reichen Fundus an Grundstimmen verfügt, auch wenn das Fernwerk spektakuläre dynamische Effekte gestattet, so besitzt doch schon jedes der drei Manuale der Hauptorgel seinen eigenen Charakter. Jedes davon kann in Bezug auf die Aliquoten und vor allem auf die Mixturen als vollständig angesehen werden. Dieser aus der elsässischen Orgelreform hervorgegangene, innovative Orgeltyp war so erfolgreich, dass er sich schweizweit durchsetzte. Das Dispositionskonzept von St. Maria blieb – mit Ausnahme von Septimen, Nonen, dem zweiten Schwellwerk und einigen Achtfussregistern – während mehr als dreissig Jahren für den Schweizer Orgelbau bestimmend.

Ein Instrument am Wendepunkt

Die Willisau-Orgel von St. Maria steht an einem Wendepunkt des schweizerischen Orgelbaus. Sie stellt den entscheidenden Schritt von der symphonischen Orgel zur damals revolutionären Universalorgel dar. Ihr zukunftsweisendes Klangkonzept wurde zwar später durch die Neobarockepoche in Frage gestellt; der moderne Orgelbau hat aber inzwischen mit Erfolg wieder daran angeknüpft.

Die zu Unrecht wenig bekannte 80-Register-Orgel von St. Gallen verdient somit ebenso viel Beachtung wie ihre Zeitgenossen in Engelberg und in Bern!